

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. K. a. u. m. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686 — 10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Jäfel, Milwaukee, Wis.

20. Jahrg. No. 13.

Milwaukee, Wis., den 1. März 1885.

Lauf. No. 501.

Inhalt. — Passionsbitte. — Die christliche Gemeindefschule. — „Recht muß doch Recht bleiben.“ — „Ich bins.“ — Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung. — Bericht über unsere Reiseinspiration. — Die Legende vom großen Christoffel. — Aus einem Fürstenleben. — Wie ein König einem Papst aus der Bibel antwortet. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Wahlanzeige. — Bekanntmachung. — Konferenz-Anzeige. — Quittungen. —

(Eingefandt von P. A. J. Gräbner.)

Passionsbitte.

O Jesu, wahres Gotteslamm,
Du starker Löw' aus Judas Stamm,
Verleih uns deinen Segen,
Daß uns dein bitterer Todeschmerz,
Das dir in Lieb ergebne Herz
Zur Andacht möcht bewegen.

O, sieh von deinem Himmelsthron
Du wahrer, ew'ger Gottessohn
In Gnad auf deine Kinder.
Gelichtet ist des Zweifels Nacht,
Du sprachst am Kreuz: „Es ist vollbracht!“
Das Heil für alle Sünder.

O lenk auch unser Lebensschiff,
Du Steuermann, durch Klipp und Riff,
Und leite unsre Pfade.
Und wenn der Wind der Trübsal stürmt,
Wenn Woge sich auf Woge thürmt,
Dann steh uns bei in Gnade.

O selig, wenn du Führer bist,
Du treuer Heiland Jesus Christ,
In allen Lebenslagen.
Du bist das Leben und der Weg,
Die Wahrheit und der rechte Steg,
Nicht brauchen wir zu zagen.

Wer da will in den Artikeln christlichen Glaubens handeln, der lasse sein Forschen und Klügeln und frage nicht, wie es sich reime, sondern forsche nur, ob Christus gesagt habe oder nicht. Hat ers gesagt, so bleibe er dabei, es klappe, laute oder klinge wie es wolle. Denn ich will ihn lassen klüger sein, denn meine Verunft oder ich bin. Gieb dem die Ehre, der da redet, und laß ihn klüger sein, denn du bist. — Sage: Herr, du bist mein Gott, ich will dir glauben.

Luther, E. 47, 332.

Die christliche Gemeindefschule.

Erstes Kapitel,

darin gezeigt wird, daß manche Leute leider recht haben, und daß wir gerade deshalb Gemeindefschulen brauchen, und daß es Häuser giebt, in denen man nicht wohnen mag, obgleich man sie bauen hilft.

Ueber diesen Gegenstand hat sich das „Gemeindeblatt“ schon öfters vernehmen lassen, und der aufmerksame Leser muß wohl den Eindruck gewinnen, es sei uns an der Gemeindefschule sehr viel gelegen und wir hielten dieselbe gewiß für sehr wichtig. Und wenn der Leser diesen Eindruck bekommen hat, so hat er einen ganz richtigen Eindruck; denn in der That halten wir nächst der öffentlichen Predigt in der Kirche den christlichen Unterricht in der Schule für das Wichtigste, das in einer christlichen Gemeinde geschehen kann. Es ist auch jetzt nicht unsere Absicht, ausführlich die Wichtigkeit unserer Gemeindefschulen darzuthun; ist doch dieselbe sogar von den Gegnern derselben anerkannt. Das geht schon aus den Argumenten hervor, welche die Befürworter der Benutzung der Staatschulen seitens aller Einwohner des Landes vornehmlich hören lassen. „Wir müssen“, sagen sie, „dahin wirken, daß das heranwachsende Geschlecht möglichst aus einem Guß werde, daß die vorhandenen Unterschiede möglichst verschwinden und mit der Zeit gänzlich beseitigt werden, und diesen Zweck erreichen wir am sichersten durch gemeinsame Erziehung in gemeinsamen Schulen. Da fragen wir nun: Welches sind denn die Stücke, in denen wir uns von vielen unserer Mitbürger vornehmlich unterscheiden? Zu diesen Stücken gehört erstlich unsere deutsche Sprache. Dazu gehört ferner unser lutherischer Glaube und unser lutherisches Bekenntnis; dazu gehört der bewußte Gegensatz zu andern Kirchen und zu der ungläubigen, gottentfremdeten Welt. Und wenn nun die Gegner unserer Gemeindefschulen meinen, dadurch, daß unsere Kinder in den Staatschulen aufwachsen, würden diese Unterschiede zum großen Theil oder gänzlich dahinfallen, so haben sie ganz recht, und die Erfahrung lehrt, daß sie recht haben. Kinder, welche die Staatschulen besuchen, sprechen sehr bald lieber englisch als deutsch, und daran wird durch einige Stunden deutschen Unterrichts, der in solchen Schulen erteilt werden mag, gar nichts geändert. Mit der Zeit sprechen sie nicht nur lieber, sondern auch besser englisch als deutsch, und wenn dann die Eltern, wie es vielfach geschieht, auch noch anfangen, mit ihren Kindern englisch zu redetreiben, so

kommt es wohl am Ende dahin, daß Kinder deutscher Eltern überhaupt nicht deutsch reden lernen und die Muttersprache ihrer Eltern kaum oder gar nicht verstehen. So wäre denn wirklich dieser Unterschied, der Unterschied der Sprache, dahingefallen; das übrige folgt dann leicht auch nach. Wer keinen deutschen Brief verstehen kann, kann dann auch keine deutsche Predigt, keinen deutschen Katechismus verstehen. Schon als Schulknabe und Schulknabe ist der deutsche Johnnie oder Charlie und die deutsche Maggie und Libby lieber in eine englische Sonntagsschule einer englischen Sectenkirche gegangen, dahin sie von englischen Schulkameraden geführt worden sind, oder sie haben Freundschaft geschlossen mit Schulkameraden, die in gar keine Kirche gehen, und in der Schule giebt es ja auch keinen Katechismus und keine biblische Geschichte. Sie haben sogar die Gemeindefschule und die Kinder, welche dieselbe besuchen, verachten gelernt. Ist doch das Staatschul-Gebäude viel größer und stattlicher und gehen doch viel mehr Kinder reicher und angesehener Leute darin aus und ein. Ist es da ein Wunder, wenn die lutherischen Kinder auch ihrer lutherischen Kirche entfremdet werden und den Secten und der Welt anheimfallen? Ja, die Gegner unserer Gemeindefschulen täuschen sich nicht, wenn sie meinen, durch den Besuch der Staatschulen, Wardschulen, Districtschulen, oder wie man sie nennen mag, werden die bestehenden Unterschiede mehr und mehr aufgehoben; und gerade weil wir deutschen Lutheraner wollen, daß diese Unterschiede bleiben sollen, daß unsere Kinder auch deutsch redende und deutsch betende lutherische Christen und nicht englisch redende Methodisten oder Weltmenschen werden sollen, eben darum wollen wir deutsch-lutherische Gemeindefschulen haben, in denen deutsch gebetet und lutherischer Katechismus getrieben wird. Wir wollen nicht, daß unsere liebe deutsch-lutherische Kirche dieses Landes, die unter Gottes Segen so herrlich erblüht ist, mit uns austreiben soll, sondern wir wollen ihr einen Nachwuchs heranziehen, und darum wollen wir in unsern Gemeindefschulen Pflanzstätten haben und erhalten, in denen die jungen Bäumlein heranwachsen können zu eifrigen, thätigen, brauchbaren Gliedern unserer Gemeinden.

„Aber“, sagt man, „unsere Kinder sollen doch auch tüchtige und brauchbare Bürger dieses Landes werden, sollen doch auch lernen in der Welt ihr Fortkommen suchen.“ Ja gewiß, und darum wird in unsern Schulen nicht fünf oder sechs Stunden des Tages Katechismus getrieben; darum lernen unsere Kinder in den Gemeindefschulen auch Lesen und Schreiben und Rechnen und Englisch, und zwar nicht nur nothdürftig,

sondern so, daß sie den Vergleich mit den Zöglingen der Staatschulen vortrefflich aushalten; davon haben wir Zeugnis genug und übergenug.

„Ja,“ spricht man vielfach, „aber wir lutherischen Christen müssen doch die Staatschulen erhalten helfen, unsere Schulsteuern entrichten und die Schulhäuser bauen und die Lehrer besolden helfen; da sollten wir sie doch auch benutzen können.“ Antwort: Lieber Freund, du hast das Armenhaus mit bauen müssen und mußt es durch deine Abgaben erhalten helfen. Hast du vielleicht große Lust, dich dort auch unterbringen und speisen zu lassen, damit du deines Geldes Werth heraus bekommst? Oder möchtest du deine Kinder dort wissen? Nein sprichst du; aber ich bin auch kein Armer, esse lieber an meinem Tische; meine Hausfrau kocht besser, und wer mir nicht zusagt, dem kann ich die Thüre weisen, wo ich Herr im Hause bin, und wenn ich einen Freund zu Gaste laden will, ist es mir unverboden. Freut mich, sage ich; aber selbst die meisten Armen wollen nicht gerne ins Armenhaus; schon die Gesellschaft sagt ihnen nicht zu; und so sagt mir die Gesellschaft in den Staatschulen für meine Kinder auch nicht zu, und ich bin überhaupt kein Weltmensch und du auch nicht; darum lassen wir die Weltkinder die Schule benutzen, die für jene, welche nun einmal keine christliche Schule wollen, vorhanden ist und die wir als Bürger erhalten helfen, und wir lassen unsern Kindern den Tisch decken, wo er besser gedeckt wird und wo auch Brot des Lebens ausgeheilt wird, und wo wir dem Herrn Jesus, unserm besten Freund, nicht brauchen das Haus verbieten zu lassen, hingegen hinausweisen dürfen, wer sich nicht als ein Christ betragen will oder dem Teufel das Reich baut, sei es Lehrer oder Schüler.

Oder reut dich immer noch dein Geld, willst durchaus auch benutzen, was du mit bezahlen mußt? Gut, ich will weiter mit dir reden. Kennst du das feste Haus mit den eisernen Gardinen vor den Fenstern, wo man Kost und Logis umsonst bekommt, je länger, je unlieber, und wo manchem noch ein Handwerk beigebracht wird, der früher keins gelernt hatte? Zucht haus nennt man's. Sieh, das hast du, wenn es in deinen Tagen gebaut ist, auch mit bauen helfen müssen, und wenn es zu klein ist, mußt du es größer bauen helfen, und die Beamten darin mußt du auch mit besolden. Aber hast du großes Verlangen nach einer Zelle hinter den Eisenstäben, und möchtest du auch gern ein Handwerk drin lernen? Oder möchtest du deinen Sohn drin sicher untergebracht sehen, damit du doch deinen Nutzen von deinem Geld habest? Fällt dir nicht ein und mir auch nicht; wir sagen alle beide: Gott bewahre uns und unsere Kinder vor solcher Benützung jener Anstalt. In des unsern Nutzen haben wir doch auch von dem Zucht haus, das wir mit bauen und erhalten müssen. Wenn der Strolch, der uns sonst in Haus und Stall gebrochen wäre, dort sicher untergebracht ist, wenn ein Duzend andere böse Gesellen sich durch die Furcht vor den dicken Mauern und der Zwangsarbeit von Uebelthaten gegen unser Leben und Eigentum abschrecken lassen, dann haben wir doch wahrlich unser Geld nicht umsonst beigetragen, haben vielleicht noch viel gespärt, das uns sonst wäre entwendet worden. Und so haben wir auch unsern Nutzen von den Staatschulen, obschon wir unsere Kinder nicht in dieselbe schicken. Ist es doch besser, Tausende, die sonst wie die Wilden aufwachsen und als Bagabunden oder Stadtarne uns und anderen Bürgern zu großer Last fallen würden, werden in den Freischulen wenigstens zu weltlich und bürgerlich brauchbaren und im günstigsten Fall zu äußerlich manierlichen Menschen herangezogen. Wir sind des-

halb auch keine Gegner der Staatschulen; wir wollen sie nicht abschaffen; im Gegentheil, wir freuen uns, wenn sie verständig und zweckmäßig eingerichtet und verwaltet werden und leisten, was sie ihrer Art nach leisten sollen. Aber wir vergessen darüber nicht, daß diese Schulen für die Welt und ihre Kinder da sind, daß sie nicht Leute erziehen können, wie wir sie in unsern Kindern erziehen wollen, daß in ihnen, wie überhaupt in der Welt, Einflüsse wirksam sind, die nur böse Früchte tragen und von denen wir unsere Kinder, besonders so lange sie Kinder sind, so viel wie möglich ferne halten müssen.

Ich sehe aber den Fall, du meinstest doch noch, du kämest zu kurz und mügest säen, wo du nicht ernten, bezahlen, was du nicht genießen darfst. Ich meines theils bin ganz zufrieden mit dem, was ich für meine Schulsteuer gewinne; aber dir möchte ich dann noch zu bedenken geben, daß wir doch auch manches genießen, das wir nicht bezahlt haben. Hast du für die Sonne bezahlt, die dir scheint, die Luft, die du atmest, deine Hände und Füße, Christi Blut und Gerechtigkeit und was sonst Gottes Güte dir zu genießen giebt? Wäre es denn nun so etwas Erschreckliches, wenn du auch einmal umgekehrt für etwas bezahltest, wovon du nicht den vollen Nutzen ziehen könntest. Nein, selbst wenn sie dir noch Geld dazu geben wollten, so solltest du nicht dein Kind in Gefahr bringen wollen, verloren zu gehen. „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

Wir sind übrigens nicht die ersten amerikanischen Christen, die eine christliche Schule für etwas sehr Nothwendiges ansehen, sondern christliche Gemeindegemeinden hat es in unserm Lande schon seit Jahrhunderten gegeben, längst ehe man an eine religionslose Freischule gedacht hat. Dies wollen wir in nächster Nummer darthun.

„Recht muß doch Recht bleiben.“

I.

Der Bergmann Andreas Kiffel war an einem äußerst frostigen Wintertage nicht auf das Bergwerk zu seiner gewöhnlichen Tagesarbeit gegangen.

Die außergewöhnliche Kälte, der tiefe Schnee und der weite, beschwerliche Weg hätten ihn indessen nicht daheim gehalten — solche Kleinigkeiten hätten nichts über den wetterharten Andreas vermocht — sondern seine mit Frostbeulen bedeckten Füße. Diesen bösen Streich hatten Kiffel seine Füße nicht zum ersten Mal gespielt.

Als gefährliche Krankheit werden allerdings erfrorene Füße nicht gerechnet; so sehr sie den Eigentümern derselben auch quälen mögen, gelten sie doch kaum als rechter Entschuldigungsgrund, sich der Arbeit zu entziehen, und erregen nur vorübergehendes Mitleid. Uebrigens können die Schmerzen, die sie verursachen, sich bis zu einem Grade steigern, daß jegliche Arbeit schier unmöglich wird. Item sie machen dem starken, arbeitslustigen Kiffel mehr Pein und Sorgen, als eine schwere langwierige Krankheit imstande gewesen wäre.

Das Daheimbleiben, wenn etwa Wärme bessern sollte, konnte dem Manne indessen wenig nützen; denn das Zimmer, wo er saß, war eiskalt, und der schneidende Nordost, der draußen wehte und Bach und Fluß mit brüdenfesten Eisdecken belegte, durfte bequem die schönsten Blumen an die Fensterscheiben

malen, ohne daß ihn der schwarze Menschenfreund in der Ecke im Oeringsten zu stören suchte.

Der Patient hatte zwar seine Füße tüchtig mit warmen Tüchern umwickelt und auch eine Salbe darauf gelegt, die ihm ein Horhauser Bergmann als unfehlbar verrathen hatte; er nahm auch wohl ab und zu einen Fuß auf das Knie und suchte ihn durch den warmen Hauch seines Mundes zu erwärmen, aber alle diese Mittel schienen ihm wenig Erleichterung zu verschaffen, denn es suchte ihm hin und wieder schmerzlich über sein ranhes Gesicht, als wollte er eben in Weinen ausbrechen.

Doch es mußte Dinge geben, die ihn noch stärker drückten, als seine erfrorenen Füße. Denn auf einmal hatte er sie ganz vergessen und war in ein tiefes Sinnen versunken. Dieses konnte nicht von der angenehmsten Art sein, da tiefe Seufzer aus seiner breiten Brust hervorquollen und gar tief und traurig sein Auge in die Welt hinein blickte.

Plötzlich erhebt er sich und humpelt, so gut es mit seinen wehen Füßen ging, nach der entgegengesetzten Seite der Stube, wo auf einem an der Wand angebrachten Brette eine Anzahl Bücher und Papiere lagen. Er suchte eifrig nach Etwas, und als er es nicht gleich fand, nahm er den ganzen Kram herunter und legte alles auf dem Tische auseinander. Der Eifer, mit dem er suchte, und sein geröthetes Gesicht verriethen, daß das Verlorene von keiner geringen Wichtigkeit war. Doch sein Suchen war vergeblich, und müßnuthig legte er Bücher und Papiere wieder an ihren Ort; nur seine alte Bibel behielt er vor sich auf dem Tisch, und eben wollte er anfangen, darin zu lesen, als die Thüre aufging und ein junges, kräftiges Weib hereintrat. Es war Kiffels Frau. Sie trug eine gehörige Last dürrer Holzes auf den Armen, dem man es ansah, daß es noch nicht lange seine ursprüngliche Heimat, den Wald, verlassen hatte.

Rasch hatte sie das Holz neben den Ofen aufgeschichtet und eben so rasch hatte sie einen Bündel Stroh und Streichhölzer und ehe man sich umsah, brannte ein lustiges Feuer, und es sang an, behaglich warm zu werden im Stübchen.

Als das Feuer brannte, warf die Frau einen scharfen Blick auf ihren Mann und das Buch. Ein spöttisches, verächtliches Lächeln umspielte zuerst ihren Mund. Dann aber blitzte Haß und Zorn aus ihren schwarzen, feurigen Augen. Sie stützte ihre Arme in die Seite und sagte: „Du mußt dich recht schämen, Andreas, und alle Welt hält sich darüber auf, daß du deine Frau den ganzen Bedarf an Winterholz ohne dich zu rühren, zusammenschleppen läßt. O, wie sich alles ändern kann! Ich hätte als Mädchen mir solches Elend gewiß nicht träumen lassen, daß ich noch einmal zu jedem Schälchen Kaffee, das ich trinken wollte, erst das Holz aus dem Walde heimzubekeln müßte, es wäre wahrhaftig anders geworden.“

Andreas Kiffel, der Steiger-Andreas, wie seine Frau und alle Welt ihn nannte, fühlte sich in der Holzangelegenheit nicht ganz vorwurfsfrei. Er hatte zu wenig Holzvorrath für den Winter gekauft, allein aus guten Gründen, weil ihm sowohl sein großes, als auch sein kleines Geld ausgegangen war.

Er dachte, wie man so denkt, sich bei einem einigermaßen gelinden Winter bis zum Frühjahr zu den neuen Holzversteigerungen durchzuschlagen. Im Kalender stand kein Wort davon, daß der Win-

ter ſo früh und heftig eintreten würde. Das Wetter iſt darin kurios und fragt nach keinem Kalender etwas, nicht einmal nach dem „Hundertjährigen“.

Auf dieſe Weiſe reichte der Holzvorrath ſtatt bis zum Frühjahr, nur bis Weihnachten.

Nunmehr mußte bis zu der ſchon ausgeſchriebenen Holzverſteigerung hin der Bedarf durch Sammeln dürrer Holzes im Gemeinde-Wald, wo es erlaubt war, gedeckt werden.

Der Steiger-Andreas wäre am liebſten ſelbſt gegangen, wenn ihn nicht ſeine Arbeit als Bergmann und ſeine erfrorenen Füße gehindert hätten. Es war ihm jedes Mal leid, wenn ſeine Frau Holz ſammeln ging, ſo kerngeſund und rüſtig ſie auch war. Ihm wurde dann regelmäßig hernach mit bitteren Worten und Bemerkungen ſo eingeheißt, daß ihm durch dieſe faſt wärmer wurde, als von dem Feuer, welches das geſammelte Dürrholz gab.

Jetzt ſah er ſie nur mit großen, vorwurfsvollen Augen an, dann ſagte er, ſein Schweigen brechend: „Es wäre Zeit, wenn du an das Kochen dächteſt, die Kinder kommen bald aus der Schule und werden hungrig ſein.“

„Ja, Eſſen müchteſt du den ganzen Tag,“ polterte die Frau, „und was Gutes obendrein. Das ſind die rechten Männer, die ſich ſtets ums Eſſen kümmern, die immer fragen: Eſſen wir noch nicht bald? was giebt's denn heute? ſolche Leder und Schlecker, die nicht abwarten können, bis die Suppe auf dem Tiſch ſteht, ſondern mit der Naſe in jeden Topf und in jede Pfanne hineinſchnuppern und ſich bald hier, bald dort einen Keſen zur Probe abreißen. Weil ſie Nichts zu thun haben, oder vielmehr Nichts thun wollen, denken ſie fortwährend ans Eſſen. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, das iſt auch dein Wort. O, wenn du nur immer eſſen und ſchlafen könnteſt, das wäre dein Vergnügen. Aber wenn du eſſen willſt, würde ich an deiner Stelle dafür ſorgen, daß etwas ins Haus käme. Bald werden wir kein Brot mehr zu eſſen haben. Als ich geſtern unſere Ammi zum Bäcker ſchickte, um vier Laibe Brot zu holen, gab der Grobian ihm nur zwei und ſagte: Das wäre das Letzte, das er uns gäbe. Ohne Bezahlung bekämen wir von nun an nichts mehr. Auch der Tyd von Saalberg war den Abend noch da und hat ſehen wollen, wie es mit den Kühen ſtände, er könne ſich nicht erinnern, daß du ihm etwas bezahlt hätteſt. Er wolle heute wieder kommen, und wenn du es ihm nicht ſchwarz auf weiß zeigen könnteſt, dann müſſe er klagen gehen.“

Kein Brot, kein Geld, ein drohender Jude! Ein tiefer Seufzer entrang ſich der Bruſt des gequälten Mannes.

„Nun, das ſcheint dir denn doch einmal ein wenig zu Herzen zu gehen. Es iſt auch wahrhaftig keine Kleinigkeit für unſer Einen, achtzig Thaler zu verlieren, und das durch bloſe Unordentlichkeit. Wenn du ein Kind wäreſt, könnte man dir noch verzeihen; aber für einen ſo großen Mann, der ſo geſcheut und ſo fromm ſein will, iſt es unverzeihlich. Wenn du noch ſuchen würdeſt; aber ſtatt heute Morgen die ſchöne Zeit zu benutzen, ſitzt er ſauſ und trägt bei der Bibel!“

Die Frau hatte, ungehindert von ihrer geläufigen Zunge, Anſtalt zum Mittaggeſſen getroffen.

Die Kartoffelſuppe, die ihre emſige Hand zurüſtete, kochte drunter und drüber, als die Kinder aus der Schule kamen.

Sie hatten zum großen Leidweſen ihres Vaters noch die letzten böſen Worte über Beten und Bibel mit angehört. Darum ſagte der Mann: „Chriſtine, ich bitte dich, laß deine unverantwortlichen Vorwürfe und leichtfertigen Neben. Bedenke, daß die Kinder da ſind.“

„Die müßen hören,“ verſetzte ſie, „was ſie für einen Vater haben, der nur an ſich denkt und für ſich ſorgt, und alles verfrißt und verliert und zu ſauſ iſt, etwas zu verdienen. Du biſt ein rechter Rabenvater. Ihr Kinder, ruft ihn nur „Rabenvater“, er verdient es nicht beſſer.“

„Ihr Kinder,“ ſprach jetzt der Mann zärtlich, „ich hab euch freilich lieb; nicht wahr, ihr habt auch euren Vater lieb? Ammi, komm einmal her zu mir! Konrad, gib deinem Vater eine Paſchhand.“

Die Kinder ſtanden unentſchloſſen in der Mitte der Stube; da ſagte die Mutter barsch: „Allo, her zu mir!“ Die Kinder gingen zu ihrer Mutter.

„Was iſt dein Vater?“ fragte ſie den Liebling ihres Mannes, den blondlockigen, rothbackigen Konrad, der etwas über ſechs Jahre alt war.

„Ein Rabenvater,“ ſagte dieſer, indem er verlegen lächelte.

Bei dieſem beſchimpfenden Worte des unverſtändigen Kindes ſtand aber der Mann in ſeiner ganzen rieſenmäßigen Größe vor dem gottvergeſſenen Weibe. Die Frau wurde leiſchenblaß.

Des ſtarken Bergmanns knöchige Faust ſchwebte gleich einem Hammer über ihrem Haupte, und wäre ſie niedergeſauſt, ſo hätte wahrſcheinlich die ſchöne Chriſtine die letzte hämiſche Bemerkung gemacht.

Aber plötzlich ſank die geballte Faust ſchlaff herunter und die Hände des Mannes falteten ſich.

„Herr!“ ſchrie er auf, „führe mich nicht in Verſuchung und gib mir Kraft, dieſe Stunde zu überſtehen!“

Dann ließ er ſich wie gebrochen auf ſeinen alten Platz niederfallen und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen, während die Thränen zwiſchen ſeinen Fingern hervorquollen.

Die ſchöne Chriſtine, die in ihrem rohen Gemüthe kaum einen Begriff hatte von dem Sieg, den ihr Mann eben erkämpft hatte, wollte anfangs verächtlich lächeln. Aber das traurige Lächeln erſtarb unverſehens auf ihren Lippen. Möchte ihr Gewiſſen doch ein wenig ſchlagen — wer weiß es?

Als nach einer Weile Kiffel mit tiefer, feierlicher Stimme ſagte: „Matth. 18, 5—6. ſtehet geſchrieben: Wer ein ſolches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber ärgert dieſer geringſten Einen, die an mich glauben, dem wäre es beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt würde, und er erſauft im Meere, wo es am tieſten iſt,“ that ſie, als höre und ſähe ſie nichts und arbeitete lärmend und polternd drauf los, lief hin und her, und im Handumdrehen war der Tiſch gedeckt und das Eſſen bereit.

„Nun, iſt's gefällig?“ ſagte ſie im trotzigen Tone.

Obgleich Andreas das Tiſchgebet nicht vergaß und heute ganz beſonders im Frieden betete, wollte die Mahlzeit doch keine friedliche werden. Die Frau machte ein bitterböſes Geſicht und die Kinder, auf denen der Druck des elterlichen Zornes laſtete, waren froh, als ſie mit einem tüchtigen Stück Brot in der Taſche entlaſſen wurden.

Draußen in der hellen, friſchen Winterluft, bei

Schnee und Eis war es ſchöner, als in der Gemitterſchmüle des elterlichen Wohnzimmers.

Der Friede im Hauſe iſt etwas Köſtliches. Er iſt wie der helle, liebliche Sonnſchein; der Unfriede aber iſt erſchrecklich, er iſt wie finſtre Nacht.

Solch finſtere Nacht war in des Andreas Kiffels Haus, und der ganze unheimliche Schauer laſtete auf dem zarten, iunigen Gemüthe des Mannes.

II.

Dem Hauſe des Bergmann Kiffel hätte es Niemand von außen angemerkt, daß es von innen ſo düſter und dürftig ausſah. Vielmehr ſtellte daſelbe das ſtattlichſte und herausgeputzte Gebäude des ganzen Thales dar. Man hätte es für ein Herrenhaus halten können. Bei ihm allein hatte ſich das urſprüngliche Strohdach in ein Schieferdach verwandelt. Die früheren kleinen gläsernen Gucklöcher waren hohen Fenſtern mit blanken Spiegelscheiben gewichen, und während bei allen andern Häuſern höchſtens die Gefache zwiſchen den verwitterten Balken weiß angeſtrichen waren, glänzte das Kiffel'sche Haus ganz in hellrothem Gewande. Grüne Jalousieläden und eine ſandſteinerne Treppe mit eiſernem Geländer erhöheten den vornehmen Eindruck.

Die Bauart des Hauſes ſtimmte ſonſt völlig mit der Bauart der andern Häuſer des Ortes überein.

Die hohe Giebelſeite ſchaute nach dem Fluſſe, der durch das enge Thal hinrauſchte und kaum noch für ein Gärtchen vor dem Hauſe und die Straße Platz ließ. Scheune und Stallung lagen dem ſteil ansteigenden Berg zu und bildeten mit dem Hauſe ſelbſt ein langgeſtrecktes Gebäu unter einem Dache.

Man hatte dieſe Bauart gewählt, um bei den oft und plötzlich eintretenden Ueberſchwemmungen des Fluſſes ſich und ſeine Habe auf dem durch Hans, Scheune und Stall durchlaufenden Gang in die Berge zu retten.

Dieſe neuen Einrichtungen und Verzierungen am Kiffel'schen Hauſe, die nur noch ein Nachbar Kiffels, der Weberſohn, an ſeinem kleinen Häuschen in kleinem Maßſtabe nachahmte, rührte von des Andreas Vater, dem Steiger Kiffel, her, der vornehm ſaß nur mit den Herrenleuten des Bergwerks in Verkehr geſtanden hatte.

Das Vornehmſein aber koſtet Geld. Es war auch dem Steiger Kiffel nicht wohlſeil zu ſtehen gekommen.

So hinterließ er wohl dem Sohne ein zierliches Haus und einen hübschen Stamm Feldgut, aber auch ein ſchönes Sämmchen Schulden, von denen die Welt freilich nichts ahnte. Sie hätten auch vielleicht nie etwas erfahren. Der brave Sohn hätte ſie ſtilſchweigend unter der Hand gedeckt. Da trat ein Ereigniß ein, auf das wir ſpäter noch werden zu ſprechen kommen, das die Schulden ſchreckhaft vermehrte und unſern Andreas in ſchwere Nöthen brachte. Haus und Hof wurden zwei- und dreifach verſchrieben in Hypotheken und Nachhypotheken. Die Zinſen verſchlungen den ganzen Verdienſt des Mannes. Der Mangel wuchs von Tag zu Tag.

Bis jetzt hatte Andreas noch das väterliche Beſitztum erhalten und wenigſtens den Schein des Wohlſtandes gewahrt. Aber wie lange konnte das noch dauern?

Es bedurfte nur eines ſchwachen Stoßes zu ungelegener Zeit, um alles umzuſtürzen und den Neſt

des Vermögens, den Kessel noch sein nannte, mit in den Untergang hineinzuziehen.

Vielleicht war diese Zeit schon gekommen und der bereits vor der Thüre, der den Streich führen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich bins.“

„Ich bins“, so lautet die Unterschrift eines Bildes, das vor uns liegt. Im Vollmondschein sehen wir vor uns liegen den nächlich stillen Garten Gethsemane. Am Ausgang des Gartens steht der, welcher einst in der Nacht, da er verrathen ward, die angeführten Worte sprach. Seine Gestalt ist grell beleuchtet von Fackeln und Lampen. Hinter ihm stehen Petrus, Jakobus und Johannes, die soeben noch Zeugen gewesen sind der Stunde, da ihres Meisters Seele betrübt war bis in den Tod. Vor ihm aber sehen wir die Schaar der Häscher, die geführt von Judas dem Verräther, mit Schwertern und mit Stangen ausgezogen sind, um Jesum von Nazareth zu fangen. In den Händen eines der Knechte sehen wir die Stricke, mit denen der Gefangene soll gebunden werden. In diesem Augenblick aber hat es nicht den Anschein, als ob sie die Leute wären, die ihr Vorhaben ausführen könnten. Wie von jähem Entsetzen gepackt oder als wankte der Boden unter ihren Füßen, stürzen die gelassnen Männer über einander, und man gewinnt den Eindruck, daß wenn jemand unter den hier dargestellten Personen menschlicher Hilfe bedarf, es jedenfalls nicht der sanftmüthige Mann in der Mitte ist, und daß, wenn er mitten durch diese bestürzte Schaar hindurch gehen wollte, keiner von den Gewaffneten einen Versuch wagen würde, ihn aufzuhalten, auch wenn Petrus nicht das Schwert gezückt hätte, und daß sie allesamt erleichtert aufathmen würden, wenn er vor ihren Augen ins Dunkel des Gartens zurückkehren und daselbst verschwinden würde. Auch der Verräther, dessen Geldtasche schon von dem Sündenlohn gefüllt erscheint, hat jetzt nicht den Muth, seinen Judasfuß anzubringen. Wozu auch? Hat sich doch Jesus schon kenntlich genug gemacht. „Ich bins“, hat er gesprochen, und daß er es ist, derselbe, vor dessen Wort Krankheit und Tod und die Teufel zu fliehen pflegten, davon ist die zu Boden stürzende Häscherschaar ein Thatbeweis, gegen den kein Zweifel mehr aufkommen konnte, und dem kein Judasfuß zu Hilfe zu kommen brauchte. Nicht gezwungen, sondern freiwillig geht der Herr zu seinem letzten Leiden in die Hände der Uebelthäter. „Dein Wille geschehe“, hat er zu seinem Vater gesprochen. „Dein Wille ist der meine“, konnte er mit Wahrheit sagen. Der Vater wollte ihn schlagen für fremde Schuld; er wollte sich schlagen lassen. Um zu thun, wie ihm der Vater geboten hatte, war er hinaus gegangen in die Leidensnacht. „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne“, hieß es in seinem Herzen. Das ist es, was dies Bild und der Augenblick, den es zur Darstellung bringt, uns eindringlich zu Gemüthe führt.

Denken wir aber dem Worte „Ich bins“ noch ein wenig weiter nach. Judas und die Schaar suchten Jesum von Nazareth, um ihn gebunden zu führen vor das Gericht des Hohen Raths. Sie wußten nicht, wozu dies alles geschah. Sie wußten nicht, daß in jener Nacht und an dem Tag, der ihr folgte, der Rathschluß sich erfüllte, den Gott von Ewigkeit in erbarmender Liebe gefaßt hatte, daß der Mittler eintreten sollte für die, welche des Gerichtes schuldig waren. Und fra-

gen wir, wo ist der zu finden, der imstande war, ein Lösegeld zu erlegen für die Sündknechte aller Welt und aller Zeiten, der bezahlen konnte die unzählbaren Sündenschulden aller Sünder? „Ich bins“, spricht Jesus von Nazareth, der Sohn Gottes und Marien Sohn, unser Gott und Bruder. Kein Engel hätte es gekonnt; alle die Tausende heiliger Engel hätten es nicht vermocht. Noch viel weniger hätte ein sündhafter Mensch die andern Sünder erlösen können.

„Kann doch kein Bruder den andern erlösen noch Gott jemand verfühnen; denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß ers muß lassen anstehen ewiglich.“ Ps. 49, 89.

Dieser aber, und er allein konnte das Werk der Erlösung vollbringen, und er hat es gethan.

Wenn nun deine Sünden dich ängsten und dein Gewissen dich plagt und das Gesetz dich anklagt und der Satan dir bange macht, um dich in Verzweiflung zu stützen, und du nach einem Helfer suchst in deiner Sündennoth, der dich herausreißt und zu Ehren mache und dir zeige und schenke das Heil, der dich freie vom Gericht, der deine Ankläger zu Boden stürze, der auch aus des Teufels Rachen dich kann frei, los und ledig machen, höre, Jesus ruft dir zu: „Ich bins“, ich bin der Herr, dein Heiland. „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“

Oder dringen die Feinde mächtig auf dich ein, um dich loszureißen von dem Gott deines Heils, reizt und lockt und droht die Welt, sichts dich der Satan mit allerlei Versuchungen an, macht dir dein Fleisch, der alte Sündenleib, zu schaffen mit seinen Sünden und bösen Lüsten, fühlst und erfährst du, daß deine Kraft schwach ist und deine Kniee wanken und dein Fuß strauchelt, und siehst du dich um nach festem Halt und nach einer Felsenburg, darin du wohl verschanzt den Feinden trogen mögest, fragst du: „Wer wird mir beistehen und mich stärken und mir Bahn brechen durch alle die tausenderlei Hemmnisse, daß ich hindurch dringe zu dem ewigen Sieg und das Kleinod erlange, das die himmlische Berufung mir vorhält?“ — sei getroßt; Er ruft dir zu: „Ich bins; meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig;

„Fällt dir zu schwer, ich geh voran,
Ich steh dir an der Seite;
Ich kämpfe selbst, ich brech die Bahn,
Bin alles in dem Streite.“

„Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich; ich helfe dir auch; ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ (Jes. 41, 10.)

Oder bist du von Wassern der Trübsal umrauscht auf deiner Wallfahrt im Erdenjammertal; ist Krankheit oder Armuth dein Hausgenosse und issest du Thranenbrot und scheint auf Erden keine Hilfe für dich oder eins der deinen, die dir lieb und theuer sind, und fragst du bang: „Wo soll ich Hilfe finden; wer bringt mir Rettung aus meiner Noth?“ — sieh hin auf Jesum: „Ich bins“, ruft er dir nochmals zu, „mein Arm ist stark zu helfen, wo Menschenhilfe aus ist; ich bin der Herr, dein Arzt, mein Herz hat deiner nicht vergessen; rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“

Ja, rückt die letzte Noth an dich heran, das bittere Stündlein, und seufzest du, da schon die Sinne schwinden, mit deiner letzten Kraft:

„Mitten in dem Tod ansicht
Mich der Hölle Rachen;
Wer will mich aus solcher Noth
Frei und ledig machen?“ —

auch dann ruft er dir tröstlich zu: „Ich bins, mein liebes Kind; ob du schon wanderst im finstern Thal, fürchte du kein Unglück, denn ich bin bei dir; mein Stecken und Stab tröstet dich;“

„Da dir am allerbängsten
Will um das Herze sein,
Reiß ich dich aus den Nengsten
Kraft meiner Angst und Bein.
Nun dir Wort und Spruch entfallen,
Sollst du sanft von himmen wallen,
Soll dir meine Todespein
Leben, Heil und Himmel sein.“

G.

Die Krankheiten unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Heilung.

I.

Ereignisse, die sich im Januar dieses Jahres in London, der englischen Hauptstadt, zugetragen haben, konnten wohl nicht nur das englische Volk, sondern die Völker der Erde, zu denen die Kunde gedrungen ist, in Schrecken setzen. Stehen doch auch diese Vorgänge nicht vereinzelt da. Folgt doch ein Attentat dem andern, eine Explosion der andern; arbeitet doch Pistol und Dolch auf allen Erdtheilen.

Und diese schrecklichen Erscheinungen treten nicht von Ohngefähr auf; sie haben ihre Ursachen wie alles andere, das uns in der Welt entgegentritt. Welches diese Ursachen sind? Sehen wir auf diese Frage etwas näher ein.

Die Grundursache aller der schrecklichen Vorgänge unserer Tage, der Mordthaten und Mordversuche, der Zerstörungspläne und ihrer Ausführung, ist die Sünde. „Die Sünde ist der Leute Verderben“, sagt Gottes Wort. Die Wurzel aller der Verbrechen gegen Leben und Eigentum liegt in dem grundverderbten Menschenherzen. „Aus dem Menschenherzen kommen arge Gedanken, Mord, u. s. w.“ sagt die Schrift. Und was die Blicke der Völker in Gestalt solcher Verbrechen, wie sie in den jüngstverflohenen Tagen, Wochen und Jahren sich häufen, auf sich lenkt, ist nur der Schaum auf den Wogen der mächtig überhandnehmenden Gottlosigkeit, die wie eine Fluth bei Thauwetter anschwellend die Länder und Völker überfluthet als eine Sündfluth im eigentlichen Sinne des Wortes. Wir haben an diesen Erscheinungen einen laut redenden Thatbeweis gegen die Lehre der sogenannten Progressionisten, daß die Menschheit durch fortgesetzte Verbreitung geistiger Bildung immer besser werde und die Uebel, welche der menschlichen Gesellschaft anhaften, mehr und mehr aus ihrer Mitte verschwinden lasse. Ein Fortschritt ist ja freilich unverkennbar; aber es ist der Fortschritt von der Keule des Barbaren zum Mordstahl, vom Mordstahl zu Pulver und Blei, von Pulver und Blei zur Dynamitbombe und anderen raffinierten Zerstörungsmitteln unserer Tage.

Wie soll das anders, wie soll das besser werden? Durch gründlicheren und vielseitigeren Schulunterricht? Dadurch wird nichts gewonnen. Wird der Dolch dadurch weniger gefährlich, daß man ihn schleift und seine Klinge polirt? Wird der Spitzbube dadurch weniger ein Spitzbube, daß er in zwei oder drei Sprachen, statt in einer, seinen Vortheil suchen gelernt hat?

Oder läßt sich dem Verbrechen gegen Leben und Eigentum durch bessere Gesetzgebung und verschärfte Polizeimaßregeln Einhalt thun? Man hat es versucht und versucht es fort und fort. Aber war nicht

gerade die vorzügliche Londoner Polizei in ihrer Rathlosigkeit nach ihrer vorgeblichen Wachsamkeit Gegenstand des Bedauerns und des Spottes nach den oben erwähnten Vorgängen in der erschreckten englischen Hauptstadt?

Nein, sagen andere, die Ursachen der neuesten Schrecknisse liegen in den bestehenden Verhältnissen; ehe diese anders werden, giebt es keine Ruhe. Und man muß zugeben, daß allerdings die bestehenden Verhältnisse nicht durchweg der Art sind, daß man sich über ihr Bestehen freuen kann oder freuen sollte. Zwar daß es Obrigkeit und Unterthane, daß es Eheleute, Eltern und Kinder, daß es Gewerbe und Eigentum giebt, das sind Verhältnisse, die auf göttlicher Ordnung beruhen, um die Gott durch seine Gebote seine heiligen Säune und Mauern gezogen hat. Um die Erhaltung dieser Verhältnisse und ihr gesegnetes und gedeihliches Fortbestehen beten wir Christen daheim und öffentlich; diese Verhältnisse sind auch für ein geruhames Zusammenleben der Menschen in dieser Welt nothwendig, wie solches auch alle Völker aller Zeiten anerkannt haben. Wer also gegen den Fortbestand dieser Einrichtungen anläuft, der ist ein Feind Gottes und der Menschen. Wer sich gegen die Obrigkeit auflehnt, wer des Nächsten Eigentum und Ehegemahl und Hausrecht nicht respectirt, der versündigt sich nicht nur gegen Gott, gegen die Obrigkeit und gegen den einzelnen Nächsten, sondern sofern er anläuft gegen das, was zum ruhigen und gedeihlichen Bestehen des bürgerlichen Gemeinwesens ist, zugleich gegen das ganze Gemeinwesen und alle, die in demselben leben. Darum versteht es sich auch von selbst, daß jeder Bürger gehalten ist, die Obrigkeit der die Aufrechterhaltung dieser heilsamen Ordnung der Dinge befohlen ist, zu unterstützen, mit den übrigen Bürgern gemeinsam Rathhäuser und Gefängnisse zu bauen und zu erhalten und zum Unterhalt der nöthigen öffentlichen Angestellten durch Abgaben beizutragen.

Zu den bestehenden Verhältnissen gehört aber auch vieles, das nicht bestehen sollte, das Gott nicht geordnet, sondern verboten hat, und das nicht zum Gedeihen der menschlichen Gesellschaft beiträgt, sondern an ihrem Lebensmarke zehrt. Daß Richter und Advokaten das Recht beugen und dem Gesetz eine Nase drehen, wo es ihnen Gewinn bringt, daß viele reiche Kapitalisten Wucherer und viele Fabrikherrn und sonstige Arbeitgeber Blutsauger sind, daß es dem Armen schwer gemacht wird, sein gutes Recht zu erlangen, während der Reiche im Unrecht Schutz findet, das sind auch Verhältnisse, deren Bestehen sich nicht wegzuweisen läßt, die sich besonders auch in England nicht wegzuweisen lassen. Es ist gewiß, daß viele der englischen Grundbesitzer sich an ihren armen Pächtern schwer, himmelschreiend versündigt haben. Es ist nicht auszusagen, wie reiche englische Arbeitgeber vielfach ihre Arbeiter und Arbeiterinnen um schönen Hungerlohn arbeiten lassen. Nur einige Beispiele: Näherinnen erhalten für 1 Paar Mannshosen 5 Cts., für ein Duzend Mannshemden 20 Cts., für ein Duzend Schürzen 6 Cts., für 12 Duzend Blindholzsachteln haben viele Arbeiter 5 Cts. Und dann die Mietsherren. Zwei alte Eheleute, die bei ihrer Arbeit von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends kaum 25 Cents verdienen, haben ihre Wohnung, die aus einem Zimmer besteht, schon 14 Jahre inne, und in dieser Zeit ist der Raum nur einmal geweißt worden; jetzt soll der Eigentümer es wieder weißt lassen. Was thut er? Er berechnet den armen Leuten, deren Verdienst er so schon fast ganz eingestekt, schon seit Wochen 12 Cents extra. In den Fabrikstädten ist es kaum besser, wo oft Vater und Mutter

und Kinder mit allem Fleiß nicht so viel Lohn erarbeiten können, daß sie sich satt essen können an der einfachsten Kost. Ungerechtigkeit im Gericht, Wucherei und Blutsaugerei sind aber nicht Dinge, die Gott geordnet hat, sondern er ruft das schreckliche Wehe über die, „welche ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen“, Jes. 5, 8. Er spricht Jak. 5, 4.: „Siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingernnet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet, und das Rufen der Ernter ist kommen vor die Ohren des HErrn Zebaoth.“ Er spricht 1. Thess. 4, 6.: „Und daß niemand zu weit greife noch vorvorteile seinen Bruder im Handel; denn der HErr ist der Rächer über das alles.“

Aber so gewiß es ist, daß allerlei bestehendes Unrecht nicht von Gott geordnet, sondern gegen sein ernstes und heiliges Gebot vorhanden ist, so gewiß muß auch dies fest bleiben: „Der HErr ist der Rächer über das alles.“ Und sein Rächerecht, das er sich vorbehalten hat, will er dem Anfang nach ausüben durch seine Dienerin, die Obrigkeit. Von ihr schreibt St. Paulus Röm. 13, 4.: „Sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut.“ Darum spricht auch der Heiland zu Petrus: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.“ Matth. 26, 52. Wer also die Rache in die eigene Hand nimmt, wo er die Obrigkeit anrufen sollte, der erhebt sich gegen Gottes Ordnung und gegen das allgemeine Wohl zugleich und ist nicht dadurch entschuldigt, daß ihm ja auch Unrecht geschehen ist; man darf nicht Unrecht mit Unrecht vertreiben wollen.

Wie aber, wenn nun die Obrigkeit nicht dreinsieht, dem Bedrückten nicht beisteht, seinem Dränger nicht Einhalt thut? Hat da der Bedrängte nicht Recht, sich selbst zu helfen? — Das ist leicht gesagt, „sich selbst zu helfen“. Aber was wird daraus? Was ist daraus geworden, als man vor hundert Jahren in Frankreich daran ging, sich selbst zu helfen? Erst haben sie Schlösser und Klöster verbrannt; dann haben sie dem König und der Königin und vielen vom Adel und wer ihnen sonst nicht genehm war, die Köpfe abgeschlagen; dann haben sie, was noch einen Kopf hatte, auf den Kopf gestellt, Gott dem HErrn den Abschied gegeben und eine Meze auf den Altar gesetzt; dann haben sie ihre neuen Führer, denen sie zugejauchzt hatten als ihren Errettern, auch unter das Beil gebracht; endlich hat ein Ausländer von Corsica sie wie Schlachtvieh von einem Lande Europas zum andern geführt und sie auf vielen Schlachtfeldern zu Tausenden abschlachten lassen und in Rußland zu Tausenden erfrieren lassen und in der Beresina zu Tausenden ersaufen lassen und auf neuen Schlachtfeldern hinschlachten lassen, bis man ihn fing und einsperrete, und dann gab es wieder Ruhe. Sollte nun ein Umsturz am Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Glück der Menschheit begründen, anstatt wie jener Umsturz am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Blut und Asche und Trümmer und Armut und Thränen, unsäglichen Jammer aller Art hereinzuführen? Gewiß nicht. Gottes Wort und die Erfahrung lehrt ein Anderes.

Wenn nun aber alle die angegebenen Maßregeln und Mittel das Heil nicht bringen können, woher soll es denn kommen; wie soll es denn besser werden, wo es jetzt böß steht? Darüber nächstens mehr. G.

Vericht über unsere Reifemission.

Escañaba, Mich., 9. Febr. 1885.

Das Himmelreich ist gleich einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt, spricht der Heiland Matth. 13, 47. Denn schon zu jener Zeit, als Christus noch auf Erden wandelte und selbst durch gewaltige Predigt dem Volke den rechten Weg zeigte, wie sie durch den Glauben an ihn gerecht und selig werden könnten, sandte er seine Jünger aus, damit auch sie die herrliche Botschaft von Vergebung der Sünden und Erlösung vom Tod und Teufel den geängsteten und tiefbetäubten Gewissen bringen sollten, und willig, ja fröhlich zogen sie ihre Straße. Aber nicht bloß zu jener Zeit wurde Mission getrieben, sondern noch bis in unsere Zeit fanden sich willige Herzen, die sich bereit zeigten, den Verlassenen und Verirrten den Weg des Lebens zu zeigen, und auch im Kreise unserer Synode geht das Werk seinen stillen Gang unter Gottes Segen voran, wie solches aus mehreren Berichten fast allen den lieben Lesern des Gemeindeblattes bekannt ist.

Da aber die bisherigen Berichte meistentheils darlegten, wie es im Sommer so herrlich und lieblich zu reisen sei, so dürfte es jetzt wohl auch einmal an der Zeit sein, einen kurzen Winter-Reise-Bericht abzustatten. Das Reisen in der Sommerzeit ist ja wie alles Reisen in neubesiedelten Gegenden mit Schwierigkeiten verbunden, besonders wenn man sich vom Weg verirrt, über Baumstämme, die kreuz und quer auf der Erde liegen, hinüber klettern muß, oder bei drückender Sonnenhitze schwer bepackt, einen Weg von 10—12 Meilen zu Fuß zurückzulegen hat. Etwas noch ganz anderes kostet es jedoch im Winter, nach den verschiedenen Stationen zu gelangen. Was man im Sommer zu Wasser mit dem Boote hat erreichen können, muß zur Winterzeit, wenn das Eis fest genug ist, mit Schlitten und Pferden gemacht werden. So reiste ich letzten Monat nach dem 30 Meilen entlegenen Ort Fayette. Der Weg geht meistentheils über Eis. Etwas auf halbem Wege ist ein Haus, welches den Namen Halbweg Haus (Half Way House) hat. Hier kann man sich ein wenig erwärmen; denn durch den kalten Wind, welcher auf der Bay weht, sind die Passagiere oft ganz steif gefroren, so daß sie vom Schlitten ins Haus getragen werden.

In Fayette angelangt, hielt ich den darauf folgenden Sonntag in einem Farm-Hause bei einer zahlreichen Zuhörerschaft Gottesdienst. Die Leute hier haben schon vor längerer Zeit den Beschluß gefaßt, so bald als möglich mit dem Kirchbau voran zu schreiten; aber der harten Zeiten wegen ist die Sägemühle im Herbst nicht eröffnet worden, und wir sahen uns genöthigt, mit einer Block-Kirche anzufangen oder zu warten bis nächsten Herbst, was ich auch für das beste hielt. An dem darauf folgenden Montag trat ich nun die Reise nach dem 60 Meilen entlegenen Manistique an. Doch bei der strengen Kälte, 40 Grad unter Null, fuhr ich nur sieben Meilen, blieb einige Tage bei einem Farmer und fuhr erst einige Tage später, als die Kälte etwas nachließ, weiter. Der Weg führt durch lauter Wald und Wildnis; nur hier und da steht ein Wigwam einzelner Indianer. Der Fuhrmann ist stets bewaffnet, um sich gegen Angriffe der Wölfe zu wehren. Als letztes Jahr ein armer Holzhauer sich von seinen Gefährten trennte, um auf dem etwa eine Viertelmeile entfernten Camp etwas, das er vergessen hatte, zu holen, fand man nachher nur noch seine Gebeine; alles übrige hatten die hungrigen Wölfe gefressen.

Und eins meiner Gemeindeglieder erzählte mir,

daß er eine ganze Nacht auf einem Baum sitzend zu bringen mußte, um nicht etwa 20 raubgierigen Bestien zur Beute zu fallen. Auch auf dieser Strecke findet sich ein Halbweg-Haus, wo den Passagieren und müden Pferden etwas Ruhe gegönnt wird. Als ich endlich in Manistique angekommen war, freuten sich die Leute sehr, auch im Winter den Reisprediger in ihrer Mitte zu sehen. Der Gottesdienst war nicht so zahlreich besucht wie im Sommer, und dieses erklärt sich dadurch, daß viele Familienväter jetzt 30—40 Meilen im Wald sind und selten heim kommen. Meine Rückreise nahm 2 Tage in Anspruch, und fast wäre mir das Unglück zugestoßen, daß die Pferde samt dem Schlitten im Schneesturm vergraben wurden; denn schon des Morgens war ein großer Schneesturm, sodaß keine Spur des Weges mehr sichtbar war; die Pferde, todtmüde, vermochten zuletzt fast nicht mehr den Schlitten weiter zu ziehen. Doch kamen wir zuletzt glücklich an.

Hat also das Reisen auf dem Schlitten seine Schwierigkeit, so aber auch auf der Eisenbahn. Als ich vor einiger Zeit eine von hier entlegene Station mit Gottesdienst versehen hatte, trat ich meine Rückreise wieder an. Wir hatten nach nicht acht Meilen zurückgelegt, da entgleiste der Zug, weil zu viel Schnee auf den Schienen war. Nach etwa zweistündiger Arbeit gelang es den Leuten nicht, die Waggons auf das Geleise zu bringen, und doch mußten wir nothwendig zur Anschluß-Station gebracht werden. Doch der Amerikaner ist ja erfinderisch, und das zeigte sich auch hier. Alle Passagiere wurden auf die Locomotive gepackt; einige saßen auf dem Tender; andere hielten sich hinten fest, und wieder andere saßen vorne auf dem Ruhfänger. Es war freilich eine kalte Fahrt, denn am Morgen zeigte das Thermometer 44 Grad unter Null, doch eine schnelle, und wir kamen, abgerechnet daß Einigen die Ohren erfroren waren, noch glücklich an.

Doch noch schlimmer ist das Reisen zu Fuß. Man hat lange Strecken zu laufen, und oft findet sich Meilen weit kein Haus oder sonst ein Obdach. Da kommt es vor, daß man Hände und Füße erfriert, und immer wieder hört man von solchen, die auf dem Wege ihren Tod gefunden haben. So wurde letzte Woche ein Mann, der von Seney nach Hause laufen wollte, erfroren im Schnee gefunden.

Unsere Arbeit geht auf einigen Stationen sehr gut vonstatten. Es bilden sich nun schon an einigen Orten organisirte, wenn auch noch kleine Gemeinden. So hier in Escanaba, sowie auch in Stambaugh sind wir zu einer Organisation geschritten.

Ist auch die Zeit besonders für unsere Leute eine sehr schwere, daß ich oft in Häuser trete, wo der Familienvater ohne Verdienst schon Wochen lang auf Arbeit gewartet und immer noch wenig Aussicht hat, so wird doch an einigen Stellen der Kirchbau in Angriff genommen werden, und aufs Frühjahr hoffen ja die Meisten wieder beständige Arbeit zu erhalten.

Dieses wäre also wieder ein kurzer Ueberblick über die Arbeit auf meinem Missionsgebiete. Dasselbe ist sehr ausgedehnt, und wenn wir mehr Arbeitskräfte hätten, könnte noch neues Gebiet in Angriff genommen werden. Wir sollten Fleiß thun, daß uns nicht Secten und falsche Brüder zuvorkommen, und zwar muß die Ausdehnung unserer Arbeit geschehen, ohne daß das schon angepflanzte Gebiet vernachlässigt wird; sonst brechen uns da Herumläufer in unser Feld.

Raum war ich von meiner Gemeinde nur auf einige Wochen entfernt, so suchte sich ein gewisser J. J. Hoffman ohne Amt und Beruf Eingang zu verschaffen. Freilich ist es ihm nicht gelungen, zu zer-

stören, sondern die Leute, von mir gewarnt, daß er ein falscher Prophet ist, werden ihm das nächste Mal die Thür zeigen; dieses aber kann ja nur da stattfinden, wo die Leute fester in der Erkenntnis sind und wo sie sich darauf berufen können, daß sie schon ihren Pastor haben. Möge daher der Herr aller Gnaden Hüter und Wächter seiner zerstreuten Heerde sein, daß sein Wort auch hier oben im Norden klar und wahr gelehrt werde und eine hohe Mauer und Gehege um die Herzen führen, damit nicht solche Wölfe die Herzen von der lautern Lehre ziehen.

Ach Herr, gib doch in deine Ernte
Viel Knechte, die in treuer Arbeit stehn.
Der Ernte Herr, sieh drein vom Himmelsaal,
Die Ernte ist groß, klein der Arbeiter Zahl.

H. Monhardt.

Die Legende vom großen Christoffel.

Unter den sinnreichen Legenden, die aus dem christlichen Altertum auf uns gekommen sind, ist eine der anmuthigsten die Sage von St. Christophorus oder dem großen Christoffel, davon Dr. Luther sagt: „Der dieselbe Legende oder Fabel gemacht hat, ist ohn Zweifel ein feiner, vernünftiger Mann gewesen; der hat solch Bild dem einfältigen Volk wollen vormalen, daß sie hätten ein Exempel und Fürbild eines christlichen Lebens, wie dasselbe gerichtet und geschickt sein soll; und hats also eben sein getroffen und abgemalt.“

Dies ist die Legende.

St. Christophorus führte vor seiner Taufe den Namen Reprobus und war von Geburt ein Heide aus dem Lande Canaan, von riesenhafter Gestalt, eines Kopfes länger als alle Anderen, und so unermesslicher Leibeskraft, daß ihn kein Mensch übermochte. Eine Weile genoß er seiner Obmacht in trotziger Freude, aber nach und nach ward er es überdrüssig, in jedem Kampf ohne Mühe zu siegen. Er mußte nicht, was er mit seiner Ueberkraft beginnen sollte. Das Leben ward ihm schal und langweilig. Er sprach: „Zeigt mir einen Mann der stärker sei denn ich; dem Stärksten will ich dienen.“

Man wies ihn zu einem mächtigen Könige, der über viele Lande und Leute gewaltig war, und ging von ihm die Rede, daß auf Erden nicht seines Gleichen wäre und Niemand sich vermäße, ihm Kampf zu bieten. Zu dem machte sich Reprobus auf und erbot sich ihm zu Diensten. Der König nahm ihn sehr gütig auf und freute sich der Dienste des Starken. Auch der große Christoph ließ es sich bei Hofe wohl gefallen, bis ihm etwas vor Augen kam, was ihn schier in Verwunderung setzte. Der König war ein Christ. Als ihm der Spielmann ein Lied vorsang, darinnen des Teufels Erwähnung geschah, machte der König ein Kreuz über sich. Das schien dem Heiden, der vom Kreuz und Christentum nichts wußte, gar seltsam und fragte: „Zu welchem Ende machst du das?“ Der König antwortet: „Wenn man den Teufel vor mir nennt, so segne ich mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, damit er nicht Gewalt über mich gewinne.“ Als Christophorus dies vernimmt, ruft er: „So giebt es also noch einen Mächtigeren auf Erden als du. Es war ein Wahn, daß ich mich dir zum Dienste gab. Dem Mächtigeren will ich dienen, den du nennest den Teufel.“

Also war Reprobus wieder sein eigener Herr und zog in den Landen hin und her, allerwärts nach dem Teufel fragend, und wiewohl Jedermann eingestand, daß er der Fürst dieser Welt wäre, konnte ihm doch

Niemand sagen, wo er in Person zu finden sei. Eines Tages aber hatte er sich in der Tiefe des Waldes verirrt, da begegnete er einer gewaltigen Reitereschar; hoch über die andern weg sieht er einen gräulichen schwarzen Mann ragen. Zum ersten Male in seinem Leben fühlt Reprobus einen kalten Schauer über sein Herz gehen, und fast wäre er um einen oder zwei Schritte zurückgetreten, den Zug der unheimlichen Gesellen an sich vorbeizulassen. Aber der Schwarze ritt mit trotzigem Umgestüm auf ihn zu und fragte, wen er suchte. Reprobus antwortet mit nicht minderem Trotz: „Den Teufel suche ich und wäre gerne sein Knecht.“ Der antwortet: „Ich bins, und will versuchen, ob ich dich brauchen kann.“

Reprobus gefiel der Dienst des neuen Herrn viel besser als der vorige, er ging als ein treuer Spießgesell im Gewappneten und schaute mit stolzer Freude an, wie ihm alle Reiche der Welt unterthänig waren und wie er auch des Todes Gewalt hatte. Von Tag zu Tag wurde er dessen gewisser: Auf Erden ist nicht Seinesgleichen. Einstmals aber, als sie mit einander ihre Straße zogen, kamen sie an eine Stelle, wo ein Kreuz errichtet war. Als bald lenkte der Böse vom Wege ab und mochte nicht an dem heiligen Zeichen vorüber. Reprobus sieht verwundert auf und spricht: „Warum bist du so verstört beim Anblick dieses Dinges?“ Der Böse antwortete nicht, sondern jagte über Stock und Stein und zitterte noch lange an allen Gliedern. Endlich sagte er: „Es stand dort das Zeichen des Kreuzes am Wege. Daran ward Christus erhangen. Dies Zeichen fürchte ich, so gram ich ihm bin, über die Mäßen und kann ihm nicht vorüber. Der große Christoph aber erwidert: „Fliehst du das Zeichen Christi, so ist er auch gewaltiger denn du. Ich kann nicht länger dein Diener sein. Christus muß mein Herr und Meister werden.“

Damit verließ er den Teufel, und abermals durchzog er die Welt und fragte Christo nach. Er fragte Groß und Klein, Arm und Reich, Bornehm und Gering, Priester und Laien: wo denn Christus zu finden wäre. Jedermann glaubte es zu wissen, aber Niemand konnte ihn ihm zeigen; sein Hoffen ging immer von neuem fehl. Dennoch ermüdet er nicht und sucht weiter den, der mächtiger, denn der Teufel.

Da trifft er eines Morgens in tiefer Waldeinsamkeit einen frommen Klausner vor seiner Hütte. Ihm sagt er sein Begehren. Der Einsiedler ist dieses Geständnisses von Herzen froh und sagt: „Gewiß, mein Sohn, ist der Herr Christus der größte und mächtigste König auf der Welt, und du thust wohl daran, dich in seinen Dienst zu geben. Er lohnet seinen Dienern überschwänglich, und es ist nicht so gar schwer, ihn zu finden; denn er selbst hat verheißen in seinem Worte: So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen.“ „So sage mir, wie ich zu ihm kommen kann,“ bat Reprobus. Der Klausner antwortete: „Durch Fasten und Beten.“ Aber der Heide schüttelt sein lockigt Haupt und erwidert: „Das will ich nimmer thun. Schau meinen Leib an, er wird an Fasten sich nimmer gewöhnen; und wenn er schwach und kraftlos würde, was bliebe noch, dem Herrn zu dienen? Beten kann ich auch nicht. Sage mir einen andern Weg, der Leuten meines Schlages passend ist.“ Nach einigem Nachsinnen sagte der Klausner: „Es geht wo ein tiefes, mildes Wasser, über welches weder Brücke noch Steg führt und das den frommen Pilgern, die dieses Weges ziehen, viel Noth und Gefahr bereitet, und nicht wenige sind darin umgekommen. Du bist von hoher Gestalt und weidlichen

Kräften. Willst du Gott zu gefallen die Wanderer über dies Wasser tragen, so wirst du damit thun, das dem Herrn gefällig ist, und er wird sich dir offenbaren."

Dieser Rath gefiel Reprobis wohl. Der Klugbedachte Greis führte ihn selbst zu dem Strome, woselbst sich der Riese eine Hütte baute und sein Amt antrat. Er brach sich einen starken jungen Baum im Walde, auf welchen, wie auf einen Stab gestützt, er die reißenden Wellen durchwadete, und wer nun kam, den trug er auf seinen Schultern um Gotteslohn hinüber. So lebte er hinfort im Dienste Christi hilfreich, menschlich und bescheiden, in stiller Geduld der Verheißung trauend, daß er über kurz oder lang Christum selbst sehen und finden werde.

Eines Abends hatte er sich matt und müde von des Tages Arbeit auf sein Lager ausgestreckt und war eingeschlafen, als eine Kindesstimme zu seinem Ohre drang: „Hol über!" Er stand auf, nahm seinen Stab und ging hinaus; er fand aber Niemanden, wädhete, es habe ihm geträumt, und legte sich wieder hin, der Ruhe zu pflegen. Er hatte kaum die Augen zugethan, da rief zum zweiten Male. Er eilte abermals hinaus in die dunkle Nacht, rief den Rufenden an und suchte umher, fand aber Niemanden. Wieder legte er sich zur Ruhe, und zum dritten Male hörte er sich rufen; und diesmal, da er hinaus kam, sah er ein schönes Knäblein am Ufer stehen, das hat ihn, er möchte es über das Wasser tragen. — Geringe Bitte! dachte der Riese, bückte sich und hob das Knäblein auf seinen Nacken. Den Stab in der Hand schreitet er zuversichtlich in den Strom. Die Luft war still, der Himmel heiter, die glatte Fläche des Gewässers glänzte in dem Schein der Sterne, die sich in ihr abspiegelten, indem er das Ufer hinter sich ließ. Er hatte aber kaum zehn Schritte in das Wasser gethan, als dieses geheimnisvoll zu schwellen anhub und die Wellen sich bäumten und immer lauter brausten und immer höher stiegen, je weiter er kam. Zugleich wurde das Kind so schwer wie Blei, und immer schwerer, je tiefer es ging. Stöhnend und keuchend arbeitete der Träger sich vorwärts und war in Sorgen, er würde noch im Kampfe mit der Fluth erliegen und ertrinken. Als er bis in die Mitte des Stromes gelangt, vermag er kaum länger, stehet still, um wieder zu Odem zu kommen und frische Kraft zu schöpfen. Nur mit großer Anstrengung erhält er sich, mit beiden Händen auf seinen Baum gelehnt, inmitten des tobenden Elementes aufrecht. Er schaut zu seinem kleinen Pilger hinauf und spricht: „Wie so gar schwer wirst du mir, mein Kind! Es dünkt mir schier, als trüge ich die ganze Welt auf meinen Schultern." Das wunderbare Kind blickt ihn gar freundlich an und spricht: „Du trägst nicht nur die ganze Welt, du trägst auch den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Siehe, ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott." Dann legte das Kind seine beiden Hände ihm auf das Haupt und tauchte ihn mit den Worten unter das Wasser: „Ich taufe dich im Namen Gottes meines Vaters, und des Sohnes, der ich selber bin, und des heiligen Geistes. Fortan sollst du Christophorus, der Träger Christi, heißen."

Das Kind war verschwunden. Die Wellen hatten sich gelegt und geebnet; sanft und stille floß wieder der Strom zwischen seinen Ufern hin und im Osten übergieß das Morgenroth den Himmel mit Purpur und Golde. Wie war alles so schnell zu anderer friedlicher Gestalt verandelt! Aber auch Christophorus stieg als ein neuer Mensch aus der heiligen Fluth; auch drinnen im Herzen hatten vor einem liebmächtigen

Worte die stolzen Wellen seiner heidnischen Wildheit sich gelegt; ein stiller tiefer Strom demüthiger Freude ergoß sich durch sein ganzes Wesen, und ein aufgethauer Himmel voller Gnaden spiegelte darinnen seinen Frieden ab. St. Christophorus trug fortan seinen Herrn in seinem Herzen, bis er selbst von heiligen Engeln zu ihm in sein Reich getragen wurde.

Aus einem Fürstenleben.

Einer der edelsten Fürsten unserer Zeit war der am 15. April 1883 selig verstorbene Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, und gar herrliche Züge erzählt man sich von ihm in seinen Landen.

Als im Jahre 1859 die Cholera ausbrach, kam in dem mecklenburgischen Städtchen Goldberg ein solcher Schrecken über die Leute, daß auch die Behörden den Kopf verloren. Sofort reiste der muthige Fürst dorthin und traf alle Vorkehrungen zur Bekämpfung der Krankheit. Vorher hatte ihn eine vornehme Dame gebeten, sich doch nicht der Gefahr der Ansteckung auszusetzen, als Landesvater gehöre er dem ganzen Lande. „Eben als Landesvater gehöre er auch Goldberg," war seine Antwort.

Allsonntäglich besuchte er den Gottesdienst, sogar auf seinen Reisen richtete er es so ein, daß Sonntags gerastet und die Kirche besucht werden konnte. Alle Tage hielt er mit seiner Familie und seinem Hofstaat gemeinsame Hausandacht, und sagte seinen Kindern, so lange sie noch nicht lesen konnten, halblaut die Liederverse vor, die gesungen werden sollten.

Einmal war in einem fürstlichen Walde eine uralte Eiche von dem Förster zur Wegnahme bestimmt worden. Ein Pastor aus der Nähe bat den Großherzog in einem Gedicht, der Gegend doch den schönen alten Baum zu erhalten. Sofort antwortete der Fürst eigenhändig:

„Es ist gelungen Deinem Flehen,
In Freude wandle sich Dein Leid,
Die alte Eiche bleibe stehen,
Ein Bild der guten, alten Zeit.

Und wie die Eiche in tausend Jahren
Als Bild der Treue sich bewährt,
Soll nun die Welt durch sie erfahren,
Wie Treu und Alter ich gehet!"

Zuweilen überhörte er in den Schulen, die er ganz besonders gern besuchte, den Kindern den Katechismus, den er so fest in- und auswendig wußte, daß er ihn nie dazu in die Hand zu nehmen brauchte.

Früh schon mußten seine Kinder die Kirche besuchen, und er wollte nie etwas davon hören, daß sie die Predigt nicht verstanden. „Der Gottesdienst ist mehr als bloße Predigt," sagte er, „und verstehen sie die letztere nicht, so lernen sie dieselbe verstehen, wenn sie hingehen und hören, aber nicht, wenn sie nicht hören; zudem: Jung gewohnt ist alt gethan."

Fleißiger als er ist kaum einer seiner Unterthanen gewesen; zu seinen Reisen benutzte er die Nächte, um den Tag nicht für die Arbeit zu verlieren. Eine Stunde unthätig zu verbringen, soll er stets als ein Opfer angesehen haben, das Höflichkeit oder Nothwendigkeit von ihm forderte. Daher kam es denn auch, daß er zuweilen Abends vor Müdigkeit einschlief, wo er sich gerade hinsetzte, ein Zustand, den jeder fleißige Arbeiter kennen wird.

Eine große Verehrung und Liebe hatte er für unseren Kaiser, seinen Oheim, als dessen Feldherr er im Jahre 1870 und 1871 ruhmreich gekämpft hatte. Etliche Stunden vor seinem Tode gab er echt soldatisch einem seiner Flügeladjutanten den Auftrag: „Wenn ich heimgegangen sein werde, begeben Sie sich nach Berlin und melden dem Kaiser mit meinem Dant für seine große Güte und Liebe, daß die zweite Armee-Inspection erledigt sei!"

Als er, von den Seinigen umgeben, den letzten Seufzer aushauchte, läuteten in ganz Mecklenburg die Glocken zum sonntäglichen Gottesdienst, vor seiner Thür aber sang auf seinen Wunsch der Chor seiner Schloßkirche: „Wena ich einmal soll scheiden!" Mit leiser Stimme sang er noch mit, dann holte ihn der Herr heim; in Wahrheit konnte es von ihm heißen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!"

(Sonntagsgast.)

Wie ein König einem Papst aus der Bibel antwortet.

In dem blutigen Treffen, worin vor Zeiten König Richard von England seinem Gegner Philipp II. von Frankreich aufs Haupt schlug, wurde mit vielen andern Personen auch ein Bischof gefangen genommen, welcher mit Panzer, Sturmhaube und Schwert mitten im Schlachtgetümmel gegen die Engländer gefochten hatte. König Richard dachte: „Wie ich dich finde, so richte ich dich!" und ließ den geistlichen Herrn ganz so wie die andern Franzosen ins Gefängnis stecken.

Das hörte Papst Celestin III. und schrieb befehlend an den König: „Gieb mir meinen Sohn zurück!"

Richard ließ dem Bischof den eisernen Panzer ausziehen, schickte diesen durch eine Gesandtschaft an den Papst und schrieb dazu 1. Mose 37, 32:

„Diesen haben wir gefunden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sei oder nicht!"

Kürzere Nachrichten.

— In einer Presbyterianergemeinde zu Germantown, Pa., sind für die Anschaffung einer Orgel \$100 durch den Verkauf gebrauchten Papiers, alter Zeitungen u. s. w. gesammelt worden, und eine Congregationalistengemeinde in Chicago erhält auf demselben Wege einen bedeutenden Zuschuß zu ihrer Stadtmissionskasse. Von einem Verein in Deutschland, der von dem Erlös aus gesammelten Cigarrenstummeln eine Anzahl armer Kinder versorgt, haben wir früher berichtet. Auf solche oder ähnliche Weise könnten unsere Schulkinder das Jahr hindurch einen erheblichen Beitrag zu den Mitteln liefern, aus welchen kirchliche Anstalten, Reiseprediger u. s. w. erhalten werden.

— In New Orleans hat eine amerikanische Dame eine Chinesenmission ins Leben gerufen. An dem Unterricht in der christlichen Lehre nehmen bis jetzt 25—30 Chinesen theil, und ihre Lehrer geben ihnen das Zeugnis, daß sie verständige und fleißige Leute sind.

— Zwischen Pastoren der Sächsischen Freikirche und Pastor Harns von Hermannsburg hat ein Colloquium stattgefunden, und die Theesen über die Belehrung, welche P. Hübener aus Dresden für diese Gelegenheit verabsagt hatte, und die zum Gegenstand eingehender Lehrverhandlungen gemacht wurden, fanden P. Harns' volle Zustimmung. „Auf

das entschiedenste", heißt es in „Lehre und Wehre“, verwarf auch Herr P. Harns mit denselben den Laternianismus in jeder Gestalt, indem auch er jede Mitwirkung des Menschen vor, in und bei der Bekehrung als Semipelagianismus verwarf, auch daß der natürliche Mensch das Widerstreben aus eigenen Kräften lassen könne. Auch er wollte den Glauben nicht als Erklärungsgrund, geschweige denn als Ursache der Wahl fassen, gestand vielmehr zu, daß der Glaube aus der Wahl fließe. Kurz, die Einigung über die in den Thesen berührten Punkte war eine vollständige, daher denn auch P. Harns unsere Brüder von jeder Art des ihnen angedichteten Calvinismus lossprach. So schlossen denn die Verhandlungen mit Lob und Dank gegen Gott auf beiden Seiten."

Zwar wurde diese Konferenz nicht im Namen oder auf Veranlassen der beiderseitigen Synoden abgehalten, und die Ergebnisse derselben sind somit auch nur die einer privaten Besprechung; doch darf man wohl hoffen, daß die auf diese Weise angeknüpften Verhandlungen ihre Fortsetzung finden werden; Gott gebe, daß dann der Erfolg ein ebenso erfreulicher sei.

Den beiden lutherischen Jubilaren dieses Jahres, von denen unser „Gemeindeblatt-Kalender“ kurze Lebensbeschreibungen enthält, Dr. Pommer (Buchenhagen) und Joh. Sebastian Bach, sollen in Deutschland Denkmäler gesetzt werden. Der vierhundertjährige Geburtstag Buchenhagens, der 24. Juni, soll mit Enthüllung eines Denkmals auf dem Rasenplatz vor dem Pfarrhause zu Wittenberg, das einst Dr. Pommer's Amtswohnung war, gefeiert werden, und des großen Kantors Bach Gedächtnis will die Stadt Köthen anlässlich seines am 21. März eintretenden zweihundertjährigen Geburtstags ebenfalls durch Errichtung einer Kolossal-Marmorbüste auf schönem Postamente ehren.

In Schweden haben bei den letzten Wahlen zu Stockholm die Freikirchlichen, d. i. Baptisten, Methodisten und Waldenströmer, mit den offenbar Ungläubigen in der Weise gemeinschaftliche Sache gemacht, daß sie mit einem Verein von Rationalisten und Gottesleugnern gemeinsame Versammlung hielten und beschloßen, die Candidaten, welche diese Bande aufgestellt hatte, zu unterstützen. Einer von denen, welche die Sache betrieben hatten, war der berühmte Dichter Strindberg, der in seinem Schandbuch*) sowohl Christum und den christlichen Glauben verhöhnt, als auch aller Sittsamkeit ins Angesicht geschlagen hat. In der erwähnten Versammlung, die in einer freikirchlichen Kapelle abgehalten wurde, sprach der Baptistenprediger Lindblom die wunderbaren Worte: „Alle Vortheile, welche die Freikirchlichen bisher in unserem Lande gewonnen haben, waren das Werk der Freidenker und Rationalisten. Man sollte denselben darum offen die Hand reichen in und zu weiterem Zusammenarbeiten.“

Ist es nun so verwunderlich, daß die lutherischen Bischöfe in Schweden sich den Besuch der Glaubensbrüder dieser Mitarbeiter und Bundesgenossen eines Strindberg und Consorten verboten haben, als die „Evangelische Allianz“ sie heimsuchen wollte?

In Galizien ist ein Pastor von Mäubern lebendig verbrannt worden, weil er sich weigerte, den Ort anzugeben, wo die Armentasse der Gemeinde aufbewahrt war.

Herr Lüderitz von Bremen, der Eigentümer der großen Handelscolonie Lüderitz-Land in Süd-Afrika, die unter deutsche Schutzherrschaft gestellt

ist, hat den Rheinischen Missionaren im Besichuanenland die Zusicherung gegeben, daß den römischen Missionaren der Zutritt zur Colonie nicht werde gestattet werden.

Der schottische Missionar Ross, der an der chinesisch-coreanischen Grenze arbeitet, hat zwei Coreaner getauft, die durch seine coreanische Uebersetzung des Lucas- und Johannes-Evangelium zum Glauben gekommen sind. Da ist auch erfüllt das Wort Joh. 20, 31.: „Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.“

Die japanesische Regierung hat ein Edict erlassen, welches das Staatspriestertum aufhebt. Alle Bemühungen der heidnischen Priester und ihrer Fürsprecher haben nicht vermocht, diesen höchst wichtigen Schritt zu verhindern. Man erwartet, daß dieser Maßregel die Erklärung völliger Religionsfreiheit für das japanesische Reich auf dem Fuße folgen werde, ja Zeitungsberichten zufolge wäre auch diese Verfügung seitens der Regierung schon geschehen.

Büchertisch.

Joh. Hinz. Lithographie von F. Wehle, Maler. 22x28 Zoll. Preis \$1. Zu beziehen von dem Künstler, Mr. F. Wehle, Milwaukee, Wis., oder von dem Agenten unserer Synodalsbuchhandlung, Mr. F. Weruer, 436 Broadway, Milwaukee, Wis.

Eine Besprechung dieses schönen Bildes findet der Leser zu Anfang des Artikels, der unter der Ueberschrift „Joh. Hinz.“ an einer andern Stelle dieser Nummer unseres Blattes zu lesen ist. Es ist zum Zimmer schmuck für ein christliches Haus vorzüglich geeignet. G.

Wahlanzeige.

Herr Pastor D. Hoyer von St. Paul, Minn., wurde von dem Wahl-Collegium der Synode von Minnesota u. a. St. einstimmig zum ersten Professor und Direktor des Dr. Martin Luther-Colleges in New Ulm, Minn., erwählt.

New Ulm, Minn., 20. Februar 1885.

C. F. Albrecht.

Adresse: Professor D. Hoyer,

New Ulm, Minn.

Bekanntmachung.

Herr Pastor Ch. Alpers in Winnebago Agency, Blue Earth Co., Minn., hat sein Amt niedergelegt und ist aus dem Ministerium der Minnesota-Synode ausgeschieden.

New Ulm, Minn., 20. Februar 1885.

C. F. Albrecht, d. B. Präses.

Conferenz-Anzeige.

Der dritte District der Pastoralconferenz von Minnesota versammelt sich, s. G. w., vom 28.—30. April bei Herrn Pastor Emmel in St. Peter, Minn. Ch. Böttcher.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XIX: Die Pastoren: J. J. Meyer 12.35, J. Naase 5.25, Ungrobt 3.10.

Herr Schmüjer 1.06.

Jahrg. XX: PP Petri (für Leeb's) 16, Streckfuß 1, Streibguth 1.05, Bender 8.06, Nolf 1.05, Hillemann sen. 11.55, Keibel 1.

Die Herren: Wehle 1.05, Wm. Maas 1. Mrs. Niemann 0.50.

Jahrg. XIX, XX: P. Golbammer 1.05, 2.10.

Th. Jäkel.

Für das College in Watertown: P. Günther, Abendmahlscol. \$6.07.

Für arme Schüler erhalten: P. Hartwig, Hochzeitscol. von Herrn Hilgenborg \$6.

Th. Jäkel.

Für die Heiden-Mission: P. Fr. Eppling, aus der Kirchentasse \$7, aus der Missionsbüchse \$5.90.

C. Dwidat.

Für die Gemeinde in Green Bay: Aus der Gem. zu Wrightstown die Summe von \$16.

Herzlichen Dank den lieben Gebern.

C. Dornfeld.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bucherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Theil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben

von

A. F. Ernst.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee, Wis.

*) Der Titel ist nicht, wie unser früherer Gewährsmann irrig übersetzt hatte, „Gift“, sondern, wie wir seither aus schwedischen Quellen erfahren haben, „Heiraten“.